Teufelsritt

Rudi Richterschitz

Diese wahre Erzählung wurde obendrein mit der lebhaften Fantasie des Autors verknüpft.

Es war Vollmond und klirrend kalt. Der Winter bescherte uns auch diesmal wieder eine üppige Menge Schnee. Wie es damals um diese Jahreszeit bei uns in den Bergen ganz normal war. Gut übers Knie hat er gereicht. Die Bäume duckten sich unter der Last und die Hausdächer trugen dicke Schneehauben, über denen sich weiße Rauchfahnen aus eisverhüllten Schornsteinen ringelten.

Und an einem dieser Winterabende, es war ein Dienstag oder Mittwoch Anfang der sechziger Jahre, stiegen mein Freund Herbert, den ich überaus schätzte, und ich etwa gegen sechs Uhr aus dem vorletzten Abendzug der Erlauftalbahn und strebten unseren Elternhäusern zu. Ich war damals 15, Herbert zwei Jahre älter. Wegen der Kälte lenkten wir unsere knirschenden Schritte eilig in Richtung der warmen Stuben, als unterwegs zwei Freunde den Weg kreuzten. Walter, ein immer zu Späßen und Übeltaten aufgelegter Kumpel, sowie Erwin, ein kräftiger Bursche, er machte überall mit, brauchte jedoch einen Anführer, weil's ihm meistens an eigenen Ideen mangelte.

„He, habt ihr Lust auf eine Supergaudi?" Walter grinste vielversprechend. „Ich weiß, wo die Feuerwehr einen alten Bob versteckt und dann vergessen hat. Den leihen wir uns aus und machen eine lustige Abfahrt. Seid ihr dabei?" Dieser Vorschlag entflammte uns auf der Stelle, Kälte hin oder her. So einen verlockenden Spaß sausen zu lassen, kam keinesfalls infrage. „Na klar machen wir mit, da wird uns schon warm werden." Hätten wir in diesem Moment gewusst, was auf uns zukommt, wäre die Begeisterung gedämpfter gewesen.

In unserem Ort gab es eine Fabrik mit eigener Werksfeuerwehr und Walters Elternwohnung lag keine 100 Meter davon entfernt. Leise pirschten wir uns an das rückseitige Tor heran, ruckzuck hatte Walter die unkomplizierte Schließvorrichtung geknackt und wir waren drinnen.

In der hintersten Ecke stand er, der Bob. Ein ordentlicher Brocken. Der erste Versuch, ihn aufzuheben, war nur gemeinsam möglich, auch weil er sperrig anzufassen war. Herberts Kommentar, er war der technisch Fachkundigste, lautete: „Ziemlich verstaubt, aber der Zustand scheint bestens zu sein." Zudem hatte ein

vorausdenkender Feuerwehrmann vor Jahren auf den Stahlkufen eine dicke Fettschicht als Rostschutz aufgetragen.

Der Bob war ein solides Erzeugnis des örtlichen Wagnermeisters. Um die 1950er-Jahre herum aus zähem Eschenholz angefertigt. Neben Schlitten, Wagenrädern und Pferdefuhrwerken in allen Größen konstruierte er hin und wieder auch Sonderanfertigungen. Und das war auch unser neues Gefährt. Irgendwo zwischen halb niedrig gelegtem Wagen, halb Schlitten, genau genommen ein Zwitter.

Der vordere Teil des Untergestells, ungefähr bei einem Viertel der Länge, war beweglich, ließ sich ähnlich einer Deichsel bei der Kutsche ausschwenken und war mittels waagrecht liegendem, kanaldeckelgroßem Holzlenkrad steuerbar. Dessen Festigkeit wurde durch aufgeschnittene Feuerwehrschläuche erhöht, indem man diese mit den vier hölzernen Speichen verflochten hatte. Konstruktiv praktisch die Urversion der heutzutage gebräuchlichen Direktlenkung.

Und zuletzt, damit der Po nicht am Sitz anfror, war die Sitzfläche, wohl auch aus Gründen des Komforts, ebenfalls aus aufgeschnittenen Feuerwehrschläuchen, am Holzgestell fachgerecht angenagelt. Das Material der Schläuche bestand außen aus einem robusten grauweißen Textilgewebe mit einem innenliegenden Gummi verklebt.

Zum Bremsen waren für den am hintersten Platz Sitzenden zwei lange, an Schaufelstiele erinnernde Holzgriffe vorgesehen, die an der seitlichen Verstrebung angeschraubt und zur maximalen Wirksamkeit am unteren Ende mit scharfen Eisen beschlagen waren. Bei Gefahr oder sonstigem Anlass waren diese heftig anzuziehen und mittels der starken Hebelwirkung kraftvoll in die Schnee- oder Eisbahn zu rammen. Bedenkt man, dass so ein Gefährt bei voller Besetzung locker 40 Stundenkilometer und durchaus mehr erreichen konnte, brauchte es einiges an Manneskraft, um diese Fuhre zum Stillstand zu bringen.

Darüber hinaus sorgte harter, geschliffener Stahl in Form fast handbreiter Leisten für bestmögliches Gleiten. Vom Dorfschmied aus erstklassigem Material ehemaliger Eisenbahnschienen geschmiedet, waren sie an der Unterseite der Holzkufen angeschraubt. Nie und nimmer war aber je daran gedacht worden, aus Übermut oder Lust am Abenteuer und entgegen des Wagnermeisters Absicht, Geschwindigkeits-rennen damit zu veranstalten.

Walter glaubte, es zumindest gehört zu haben – sein Vater betrieb die Werkskantine, wo die echten Männer ihr Bier tranken –, dass wahre Recken den Bob gefahren haben sollten. Wer es je probiert hatte, wusste scheinbar Haarsträubendes

zu erzählen. Schilderungen beruhten daher zu einem guten Teil auf Hörensagen, genährt durch Fantasie und die Bewunderung der damaligen Helden.

In der Regel waren nur entschlossene, furchtlose Männer zum Wagnis einer Mitfahrt bereit. Vorausgesetzt, es wurden vor dem Ritt auf diesem eigenwilligen Ding zwischen Leiterwagen und Schlitten noch ein oder mehrere Gläschen „40%ige Obstler“ gekippt. Ein bodenständiges Destillat, gebrannt aus Äpfeln und Birnen heimischen Ursprungs. Erst nach spürbarer Wirkung dieses mutversprechenden Trunkes riskierten sie die Abfahrt.

Die Vorfreude auf eine halbwegs kontrollierte Spritztour stieg im Verhältnis zur Anzahl der Schnäpse, die einverleibt wurden. Alles in allem ein mutiges Unterfangen, bedachte man, dass dieses mordsmäßig schwere Trumm ein Leergewicht so an die 50 Kilogramm auf die Waage brachte. Besetzt mit vier gestandenen Mannsbildern ergab das mindestens satte 370 Kilo.

War der Lenker unerfahren oder womöglich nicht behutsam genug, bestrafte der Bob den ungeübten Fahrer samt seinen „Mitreisenden“ auf der Stelle. Dadurch, dass die nach links oder rechts ausschlagenden beweglichen Kufenteile auch nur beim vorsichtigen Drehen am Lenkrad eine heftige Richtungsänderung auslösten, schleuderte das Ding unkontrolliert hin und her und warf die Passagiere wie ein bockendes Pferd in die umliegende Landschaft. Auch für kühne, wagemutige Lenker extrem schwierig zu handhaben. Nur verwegene Spezialisten konnten dieses Gefährt auf der Bahn halten.

Über den eigentlichen Zweck des Gefährts machten wir uns zunächst keine Gedanken. Irgendwie war die Sache nämlich schon rätselhaft. Die Bauernhöfe, zu denen die Feuerwehr im Winter hätte ausrücken müssen, lagen oben an den Hängen. Einen fünfzig Kilogramm schweren Bob erst bergauf zu schleppen, um anschließend damit bergabzufahren, wäre als Brandbekämpfungskonzept einigermaßen ungewöhnlich gewesen. Im Tal fuhr die Feuerwehr ohnehin mit dem Auto. Wozu also dieser Bob? Die Antwort darauf sollten wir erst viele Jahre später erfahren.

„Also, packen wir’s an“, verkündete Walter als Boss der Gruppe. „Jeder greift ein Ende und mit vereinten Kräften ziehen wir das Trumm so leise wie möglich im Schnee entlang der Einzäunung in Richtung hinteres Gittertor.“ Im kniehohen Schnee stapften wir keuchend im ungewöhnlich hellen Mondlicht dem Berg zu. Wer es nicht weiß: Bei tiefer Temperatur ist die Luft trocken und klar, dadurch ergibt sich

eine prächtige Spiegelung des Mondlichtes auf der Schneedecke. Demnach ist es in solchen Nächten erstaunlich hell und somit reichte diese „Beleuchtung“ für unser Vorhaben bei weitem.

Fürs Erste galt, den Bob so weit wie möglich nach oben zu bringen. Mit gehörig Ziehen, Zerren und Schieben schleppten wir ihn im tiefen Schnee neben dem als Bobbahn auserkorenen Hohlweg bis zum hoch gelegenen, flachen Holzlagerplatz. Damals wurden die schweren Stämme im Winter bei guter Schneelage, weil diese dann wesentlich besser gleiten, mit Pferden zu Tal gebracht. Für die Holzknechte die ideale Transportrutsche.

Jetzt schnauften wir gehörig durch die Nase, durch den Mund war’s zu eisig. Auf den Holzstämmen sitzend, die zur Weiterverbringung auf der einigermaßen ebenen Fläche gestapelt lagen, erholten wir uns vorerst von der Schufterei. Kraftzehrende eineinhalb Stunden hatten wir in diese Schwerstarbeit investiert. In Erwartung an die von Walter in Aussicht gestellte „Supergaudi“ nahmen wir diese Strapazen auf uns. Die mittlerweile tief im Tal unter uns hellerleuchteten Fenster der Fabrikshallen waren der Hinweis auf die Länge der mit Spannung erwarteten Abfahrt.

Über der weißen Landschaft schwebte wie eine riesige leuchtende Glaskugel der Vollmond. Sein mildes Licht übergoss die Berge um uns herum und wie von tausenden Brillanten bestreut glitzerte es weit über die Hänge hinauf. Von den dick mit Schnee bedeckten Tannen rieselten winzige Lawinen auf die darunterliegenden Äste und stäubten dann zu Boden. Außer unserem Schniefen, Hüsteln und dem Knirschen der Schuhe war völlige Stille. Romantische Seelen wären ob dieser märchenhaften Stimmung gefühlsselig geworden.

Allerdings dort, wo sich der ebene Boden in einem steilen Übergang nach unten in den Wald hinein neigte, war als leise Vorwarnung die düstere Einfahrt in den tief eingeschnittenen Hohlweg zu erahnen. Weil wir uns während des anstrengenden Aufstiegs eine eher mühsame Besichtigung der Strecke ersparen wollten, waren wir im Irrglauben, der Hohlweg sei sicher gut mit griffigem Schnee ausgepolstert. Dieser Denkfehler sollte sich bitter rächen. Wer denkt schon daran, dass im Schnee auch andere, besonders heimtückische Hindernisse auf uns lauern konnten.

Auf die Frage Erwins „Wie schaut’s denn aus? Können wir uns dann bald einmal auf den Weg machen?“ war unser Blick in Richtung Walter gerichtet. Gespannt ob des Kommenden wollten wir flott und mit vollem Elan ins Geschehen einsteigen. Denn zunehmend stieg auch spürbar der Nervenkitzel. Auf meine darauffolgende

neugierige Frage „Sag einmal, Walter, du kennst dich ja aus. Wie schnell werden wir unterwegs sein?“ folgte Achselzucken.

„Weiß ich auch nicht, bin noch nie mit dem Ding gefahren.“ Ich, nun doch ein wenig verunsichert: „Mhm … tatsächlich? Wirklich kein einziges Mal?“ Ein wenig mulmig wurde mir jetzt doch zumute. Keiner hatte auch nur einen Funken Ahnung, auf was wir uns da eingelassen hatten. Unsere Erfahrungen stützten sich auf fröhliche Rodelpartien im Sonnenschein. „Wird bestimmt lustig“, beruhigten wir uns tapfer in einhelliger Blauäugigkeit.

Jetzt kamen wir rasch zur Sache, die Positionen wurden vergeben: Walter als Pilot vorne am Lenkrad, Herbert als zweiter hinter ihm. Als Mitlenker musste er in den Kurven den jeweils rechten oder linken Fuß kraftvoll seitlich in den Schnee drücken, um diese Wegbiegungen „geschmeidiger“ zu nehmen. Meine Aufgabe deckte sich genau mit der von Herbert, ich hatte gemeinsam mit ihm gleichzeitig die notwendige Lenkunterstützung zu erbringen.

Erwin, weil ein Bär von Gestalt, fiel die absolut herausforderndste Rolle als Bremser zu. Logisch, dass Walter ihm, sich verlassend auf seine Kräfte, die volle Verantwortung anvertraute. Somit entschied Erwin an den beiden Bremshebeln im Grunde über unser Heil. Von vorne kam unmittelbar nach der Rollenverteilung Walters kräftige Kommandostimme: „Aufsitzen!“ Etwas leiser dann: „Hoffentlich geht’s gut“, und ab ging’s.

Volle Fahrt voraus.

Heia und Huiii … anfangs war’s lustig, weil das schwere Gerät samt unserem Gewicht noch eine gewisse Behäbigkeit nach dem Start zeigte, zunehmend zog uns allerdings die Schwerkraft mit Macht talwärts. Im Klartext: Wir beschleunigten wie ein Porsche an der Ampel, wenn’s grün wird.

Spitze Steine aller Größen und Formen, ähnlich gefährlicher Zähne von riesigen Haifischen, steckten fest im Untergrund, warteten im Hinterhalt liegend auf uns Leichtsinnige. Zudem wanden sich Wurzeln, dick wie Männerarme und in allen Längen, schlangenförmig quer über die Bahn. Diese heimtückischen Höcker und Wellen rüttelten die rasende Fuhre gewaltig durch und ließen uns springen und schlingern wie ein Fischerboot bei Sturm in aufgewühlter, hoher See. Statt jauchzend

vor Freude durch den verschneiten Zauberwald talwärts zu gleiten, wurde es ein wildes unkontrolliertes Rasen.

Immer schneller werdend jagten wir bergab, je nach Bedarf ratterten Herberts Schuhe links oder rechts an der Böschung entlang. Meine Stiefel waren weicher, daher auch spürbar schwächer im Widerstand gegen Schläge. „Sch…!“ Unvermittelt stieß mein linkes Schienbein an eine hervorstehende Wurzel oder einen Stein. Scharfer Schmerz fuhr übers Bein bis fast zu den Hüften hinauf.

„Duuuckeen!“, plärrte Walter im selben Moment in höchster Lautstärke. Quer über dem Hohlweg ragten schwer mit Schnee beladene Äste nach unten in die Bahn. Tannenzapfen flogen praktisch in Augenhöhe an unseren tief eingezogenen Köpfen vorbei. Ich klammerte mich an Herberts breiten Rücken und drückte ebenfalls meine Stiefel in den harten Grund. In der Aufregung zunehmend öfter auf der falschen, gegengleichen Seite. Rumms, ein weiterer Schlag, diesmal ans rechte Schienbein und gleich danach ein Stich ins Knie. Vermutlich ein Ast, den Walter bei einem ungewollten „Kontakt“ von einem Baum gerissen hatte.

In dieser nahezu gänzlichen Dunkelheit, nur hin und wieder brach schwaches Mondlicht durchs Geäst, bretterten wir im Blindflug durch die Nacht. Halbblind, mit vom eisigen Fahrtwind tränenden Augen, versuchte Walter mit Müh und Not unter Einsatz seiner vollen Leibeskräfte, den Bob in der Spur zu halten.
Seine Anweisungen waren, sofern er welche gab, kaum hörbar, weil das Geschleife und Gekratze infolge Erwins brachialer Bremseinsätze durchdringend laut und durch die Enge des Hohlwegs noch verstärkt wurde.

Sskrrr …! Wem Eissport geläufig ist, kennt dieses scharfe Geräusch. Es entsteht beim schlagartigen Stoppen eines Eishockeyspielers vorm Tor. Und dieses Kratzen war seit dem Start ununterbrochen mit an- und abschwellender Lautstärke hörbar, je nachdem, mit welchem Krafteinsatz Erwin den Bremsen die notwendige Leistung abverlangte.

Dann, ein plötzlicher Schrei hinter mir – und im nächsten Augenblick sah ich gerade noch aus den Augenwinkeln schemenhaft etwas Dunkles seitlich von unten nach oben wegfliegen. Plötzliche Stille … jetzt war nur mehr das Rauschen und Pfeifen der Kufen vernehmbar. Erwin war weg. Ausgehoben vom Sitz. Von einem massiven Hindernis, Bodenwelle oder dicke Wurzel, die vermutlich quer zur Fahrtrichtung lag und ihn wie aus einem Schleudersitz im hohen Bogen in die Luft

schoss. Der unvermittelte Schatten waren seine Beine, die er in die Höhe warf, mit den Armen konnte er sich ja außer bei den Bremshebeln sonst nirgendwo festhalten.

Blitzartig, die drohende Gefahr vor Augen, ohne Bremsen ins Unheil zu rasen, rutschte ich auf Erwins verlassenen Platz zurück und griff nach den beiden langen Holzgriffen, nur – da waren keine mehr. Diese absolut unverzichtbaren Dinger sind durch zu ungestümes Reißen Erwins aus der Verankerung ausgebrochen und haben dadurch seinen Katapultstart begünstigt. All das spielte sich in Sekunden ab.
Für mich wurde klar: „Rudi, jetzt geht's dahin, dein letztes Stündlein hat geschlagen."

Dieser Gedanke durchfuhr mich glühend heiß, während mir der Fahrtwind um die Ohren pfiff und das Gerumpel und Schleudern kein Ende zu nehmen schien. Ohne wirksame Bremsen rechnete ich jeden Moment damit, dass wir an einen Baum krachten und damit wär's aus mit mir. Mausetot. Mit 15. Den späteren Erzählungen nach hatten auch Walter und Herbert ähnliche Nahtodbefürchtungen.

Wirklich übel an einem Hohlweg ist, du kannst nicht heraus, nicht nach links oder rechts, du sitzt richtig in der Falle. In einer Art natürlichen Röhre, nur oben offen und gut zwei Meter tief im Gelände eingeschnitten. Abspringen war bei dem in der Zwischenzeit aufgebauten Tempo auch keine Option. Und wohin denn? An den Seiten war bestenfalls gerade ein halber Meter Platz. Blieb nur: Augen zu und festhalten, das war die einzige Chance, diese Höllenfahrt ohne gröberen Schaden zu überstehen. Ein verstauchtes Bein oder eine gebrochene Hand könnte man allenfalls noch in Kauf nehmen.

Aber die göttliche Vorsehung wollte nicht, dass unser junges Leben so früh zu Ende ging, und hatte tagsüber mithilfe der Sonne in einer flacher werdenden Senke ein Stück des Weges eisfrei gemacht. Auf dem wir dann, nach diesem haarsträubend wilden Ritt, zum Stehen kamen. Unglaublich, uns war nichts geschehen. Puuuh …!

Aber wo war Erwin? Womöglich schwer verletzt? Am Ende gar tot? Erschreckender Gedanke. Wir hinkten zurück, jeder von uns leidend an seiner Blessur. Walter hat sich zigmal die mittlerweile vom Lenkrad wegstehenden Speichen in den Bauch gestoßen, entsprechend der dumpf pochende Schmerz in seiner Magengrube. Herbert litt an einem bereits immer dicker werdenden geschwollenen Knöchel und mir taten das beleidigte Knie und beide Schienbeine entsetzlich weh.

Bange Minuten vergingen, wir überlegten hektisch, wie wir dieser schlimmen Klemme im schlimmsten aller Fälle entkommen könnten. In Windeseile mussten wir eine glaubwürdige Erklärung zum möglicherweise fatalen Schicksal unseres verlorenen Kameraden zusammenzimmern.

Mitten in diesen fieberhaften Überlegungen nahm ich eine Bewegung wahr. „Achtung! Walter, Herbert, da kommt jemand!“ Im diffusen Licht löste sich ein verschwommener Schatten aus der Dunkelheit des Hohlweges und näherte sich langsam. Wir trauten unseren Augen nicht. Erwin war’s, Gottlob. Er wankte uns taumelnd ins helle Mondlicht entgegen.

Mit kreidebleichem fahlem Gesicht, durch die Sorge um uns schärfer gezeichnet, hustend und völlig entkräftet stammelte er mit vor Glück und Rührung stockender Stimme: „Ist … euch eh nix passiert?“ Und, weil wir drei sichtlich intakt schienen, setzte er nach: „Dem Himmel sei Dank, bin ich froh, euch mit heiler Haut zu sehen!“ Aus Freude wollte er uns alle gleichzeitig auf der Stelle umarmen. Er rang offenkundig nach Atem und der sonst robuste Bursch sank erschöpft in sich zusammen. Seine Qualen während des wildbewegten Abstiegs erlitten wir hautnah mit, während er aufs Äußerste erschüttert seine Gefühle schilderte.

„Nachdem es mich in den Schnee geworfen hat, wusste ich zuerst nicht einmal, wo unten und oben ist. Weil’s kurzzeitig finster geworden ist im Kopf nach dem Aufprall auf dem Schneehaufen, hat die Erinnerung komplett ausgelassen. Nach und nach ist mir wieder eingefallen, was passiert ist. Klar war, ihr seid ohne mich einfach weitergefahren. Habt mich liegengelassen mit meinem dröhnenden Kopf. So schauen also echte Freunde aus, lassen mich in der Saukälte einfach im Stich.

Auf allen Vieren bin ich die ersten Meter gekrochen. In irgendeine Richtung, ich hab‘ ja nicht einmal gewusst, wo ich genau war. Nachdem ich mich aufgerappelt hatte, fand ich kurz darauf die beiden Bremshebel im Schnee. Nein, bitte nicht . . .! In diesem Moment sah ich euch in meiner Vorstellung verstümmelt zwischen den abgerissenen Teilen des Bobs neben dem aufgeplatzten Stamm einer dicken Fichte liegen. Beim Gedanken daran glaubte ich, es zieht mir jemand einen glühenden Draht durch den Bauch.“

. Ihm war bis auf einen Brummschädel und rundum heftig spürbaren Prellungen beim Aufprall auf den besagten zusammengepressten harten Schneehaufen nichts Ernsthaftes geschehen. Die restliche Strecke wurde das schwere Ding mit letztem Kraftaufwand zurückgehalten. Keinesfalls durften wir es loslassen, damit es nicht

durch die immer stärker werdende Erdanziehung hinab in die zugefrorene Erlauf sausen und durch das Eis brechen würde. Und womöglich dann kaum vorm Frühlingsbeginn herausgefischt werden könnte. Nichts dergleichen geschah. Gegen zehn Uhr schleppten wir es wieder auf dem gleichen Weg zurück zum Feuerwehrgebäude und stellten es dort ab, wo es Walter am selben Tag entdeckt hatte. Tor zu und das war's dann für diesen Tag mit der „Supergaudi".

Am Eingang zu Walters Wohnung begegneten wir noch seiner Mutter, genaugenommen der unteren Hälfte auf einem Holzschemel stehend, während die obere Hälfte komisch abgeknickt im Abfallkübel steckte. Vorne am Kopf zwecks besserer Ausleuchtung hatte sie eine mit einem Hosengürtel festgebundene Taschenlampe. Echte Stirnlampen kannte man zu der Zeit nur von den Bergleuten in Kohlengruben. Auf die vorsichtige Frage Walters, nach was sie denn dort unten zwischen den Gurkenschalen, Zwiebelhäuten und weiteren Küchenresten grub, fauchte Mama aus den Tiefen des Kübels herauf: „Na, was wohl! Den Wohnungsschlüssel! Hab' ich absichtlich aus Spaß da hineingeschmissen!"

Um möglichem Ungemach vorsorglich auszuweichen, riefen wir noch ein artiges „Einen schönen Abend noch und auf Wiedersehen" in den Kübel und verzogen uns eilends, diesmal endgültig in Richtung unserer heimeligen Stuben.
Tags darauf konnten wir reihum kaum zu Glaubendes erzählen.

Nach Jahren wurde das Geheimnis um den Bob gelüftet. Ein Kriegsveteran wusste darum. So oder so ähnlich soll es sich zugetragen haben:

Nach dem Krieg waren während der russischen Besatzungszeit bis 1955 im österreichischen „Sowjetsektor" unter der Verwaltung der kommunistischen USIA mehr als 300 von den Besatzern beschlagnahmte Betriebe zusammengefasst. Unter anderem auch die Fabrik in unserem Dorf.

Und der russische Direktor hatte zwei kleine Söhne, denen er Winterfreuden bereiten wollte, so wie sie es von ihrer Heimat kannten. Ein lenkbarer Schlitten, gezogen von robusten Panje-Pferden, die bei uns von den sowjetischen Besatzungssoldaten gehalten wurden, musste es sein. Dabei sollten die Buben durch das Mitlenken mehr Freude beim Fahren haben. Der Wagnermeister durfte dann dem Wunsch gemäß, nach Gutdünken und handwerklichem Können, das etwas seltsame Gefährt konstruieren.

Der Direktor und seine Söhne samt den kleinen struppigen Panje-Pferdchen wurden vom steten Mahlstrom der Geschichte verschluckt. Sie gingen 1955 endgültig zurück nach Russland. Und weil nach unserem geheimen Husarenritt keiner recht wusste, was mit dem Bob geschehen soll, wurde er vergessen. Kurzum: Niemand brauchte ihn jemals wieder.